



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nun, eine Heimat sollt ihr bekommen, und zwar eine schöne! sagte der Alte. Niemand soll mir deswegen fluchen dürfen, nein. Übrigens mußt du wissen, mein Sohn, daß ich überhaupt über niemand mehr fluche — nur über den Husten da — denn den hat der Teufel erfunden!

Die jungen Leute lachten einander an, sie begriffen es wohl, daß es nicht so leicht sei, ein so altes Laster los zu werden.

Und nun kam die Sherryflasche auf den Tisch — denn dieser Tag verlangte absolut, daß man anstieß. Und so richtete sich der alte Bjerke mühselig auf seinen wackligen Beinen auf und nahm das Glas in die Hand. Ja — so heiße ich also meine Kinder willkommen! sagte er würdig, während er zur Zimmerdecke hinaufschaute. Und dann wurde angestoßen und getrunken.

Nun haben wir uns zum drittenmal gefunden! sagte Magna.

Ja, und nun sind wir daheim! jubelte Asmund und umarmte Gattin und Kind.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Öffner Brief. Der Aufsatz in Nr. 39 der Grenzboten: „Gegen den Strom“ hat mich mit wahrer Freude erfüllt. Endlich einmal ein mannhafteß Wort gegen das Genörgle und Geraune. Schon lange habe ich mich mit dem Gedanken getragen, in demselben Sinne auch einmal „gegen den Strom“ zu schwimmen. Aber die leicht begreifliche Scheu des Gelehrten, in die Arena politischer Tagesstreitigkeiten hinabzusteigen, hat mich bisher davon abgehalten. Jetzt, da in dem Aufsätze Ihrer geschätzten Zeitschrift das Wesentliche über die politischen Tagesstreitigkeiten in so treffender Weise gesagt ist, erlauben Sie vielleicht dem „stillen“ Stubengelehrten, noch einige Anmerkungen dazu zu machen und sich freudig und gern der kleinen Zahl der gegen den Strom Schwimmenden anzuschließen.

Die Grenzboten sprechen von einer „gehässigen, feindseligen, hämischen Kritik der antikaiserlichen Fronde.“

Ich stimme von Herzen bei, wenn die Antikaiserlichen mit dem Epitheton ornans der Gehässigkeit, Feindseligkeit und des Hämischen belegt werden. Nach meinem Gefühle hätte ruhig noch mehr gesagt werden können. Es durfte gesagt werden, die Gehässigkeit sei blind, weil sie so weit geht, alles, was vom Kaiser ausgeht, anzuseinden, bloß deshalb, weil es von ihm ausgeht. Es hätte hinzugefügt werden können, die Feindseligkeit sei unpatriotisch und deshalb der großen Zahl der „Frondeure,“ die den Patriotismus gepachtet zu haben meinen, unwürdig. Endlich: hämisch zu sein sei ein Zeichen mangelhafter Erziehung und eines Defekts an Gemütsbildung.

Aber ich stoße mich an dem Wort „Fronde.“ Die „Antikaiserlichen“ von heute sind etwas anderes. Das ist keine „Partei.“ Sie sind ein zusammengewürfeltes Etwas, das sich nicht nennen und nicht greifen läßt. Sie sind nicht etwa antikaiserlich, weil sie einer bestimmten Gruppe von Maximen huldigten, die nicht die Ansichten des Kaisers sind. Ich weiß sie wirklich nur als die „Nörgler“ (les mécontents, ein ziemlich unbekanntes Theaterstück von Prosper Mérimée, schildert diese Klasse Menschen prächtig!) zu bezeichnen. Um nun die Mörgelei gegen den Kaiser zu verstehen, muß man sich vor allem klar machen, daß

das viel mehr ist als ein Parteistandpunkt. Man kann es eine Mode, eine Krankheit, meinetwegen einen Bazillus nennen. Und das merkwürdigste dabei ist: diese Mode, diese Krankheit herrscht progressiv um so stärker, je höher die Schichten der Gesellschaft sind, und eben das finde ich in dem Aufsatz Ihres Blattes nicht hervorgehoben. In der sogenannten „guten Gesellschaft“ ist die Mörgelei weit stärker als im Bürgertum, bei den „obern Zehntausend“ noch viel stärker als in der guten Gesellschaft. Dagegen fand ich die verabschiedeten Offiziere, die bekanntlich sehr oft und ganz natürlich ein „Gekränktheit“ mit in das otium cum dignitate hinüber nehmen, fast ganz frei davon. Sozusagen ganz frei davon sind auch alle Schichten der Gesellschaft in Hamburg, Lübeck und Bremen.

Tief im Schlamme der Mörgelei (ich weiß keinen bessern Ausdruck zu finden) stecken dagegen, mir ganz unbegreiflicher Weise, meine politischen Freunde: die Konservativen. Bei alledem kann es nicht Wunder nehmen, daß man sogar in der Berliner Hofgesellschaft unlieblich oft der „gehässigen, feindseligen und hämischen Kritik der antikaiserlichen Fronde“ begegnet.

Gegen alles das scheint mir ein noch viel kräftigeres Mahnwort als das in dem Aufsatz „Gegen den Strom“ gesprochene dringend geboten. Ich bekämpfe die „sachliche, sich in den geziemenden Schranken haltende Kritik“ — treffender weiß ich das auch nicht zu sagen — durchaus nicht. Aber das boshafte Verbreiten sich an die Person des Kaisers hängenden Klatsches, das Insohrtscheln der neuesten hämischen Kaiseranekdote, das planlos-blinde Verkennen der von dem reinsten Streben für das Wohl des Volks befehlten Absichten des hohen Herrn, das muß endlich einmal gebrandmarkt werden als ekelhaft und nichtswürdig. Es muß in das Bewußtsein aller gebracht werden, die darauf Anspruch erheben, gentlemen zu sein, daß es eines gentleman unwürdig ist, sich an die Person des Kaisers hängenden boshaften Klatsch, hämische Anekdoten, ägende Bonmots weiter zu verbreiten. Der gentleman muß sich zur Pflicht machen, nie derartiges, wenn es ihm zugetragen wird, weiter zu verbreiten und den, der es zuträgt, mit gemessenen Worten zurückzuweisen. Jeder, der ein „überzeugungstreuer“ Monarchist sein will, muß sich klar werden, daß er gegen sein Grundprinzip verstoßt, wenn er anders handelt. Jeder vor allem, der sich konservativ nennt, müßte sich klar sein, daß hämische Feindseligkeit gegen den Träger der Krone mit wahren Konservatismus unvereinbar ist. Dann wäre schon vieles besser.

Wir Deutschen sollten Gott täglich auf den Knien dafür danken, daß wir ein persönliches Regiment des Kaisers haben, wir Preußen, daß unser Königtum kein Schattenkönigtum ist.

Und nun sehe man sich einmal gehörig im Auslande um. Belgier, Franzosen, Engländer, Italiener, Schweizer sind ganz gewiß keine Freunde eines persönlichen Regiments des Trägers der Staatsgewalt. Und siehe da: trotzdem begegnet man in diesen Ländern durchweg nicht nur einer viel gerechtern Würdigung Wilhelms II., sondern vielfach geradezu einer freimütigen, wenn auch oft ungern eingestandnen Bewunderung. Man mißgönnt uns geradezu diesen Herrn. Wer das Ausland so genau kennt wie ich, der im letzten Jahrzehnt halb Europa durchwandert hat und dabei immer Fühlung mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft, bis zu den höchsten, hatte, wird das nicht bestreiten können. Der bekannte Figaroartikel: Le lion d'Europe ist ein beredtes Zeugnis dafür.

Das sollte doch den Mörglern daheim zu denken geben und sie an die Tatsache erinnern, daß dem, der die Gegenstände aus zu großer Nähe besieht, diese in getrübttem Bilde erscheinen.

Es kann nun nicht meine Absicht sein, zu dem trefflichen Überblick über die Politik der letzten Jahre, wie ihn die Grenzboten gaben, noch etwas hinzuzufügen

zu wollen. Und doch kann ich mir nicht versagen, vier Schlagworte besonders hervorzuheben und an sie einige Bemerkungen zu knüpfen. Diese Schlagworte sind: Weltpolitik, Flotte, Kanalvorlage, „Zickackkurs.“

Wer nicht einsieht, daß es für Deutschland jetzt heißt: Sein oder Nichtsein, daß jetzt Deutschland Weltpolitik zu treiben anfangen mußte oder unfehlbar den Großmächten gegenüber, die sie treiben, zu einer Macht zweiten Ranges hinabsinken, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Und wer meint, daß das für das Wohlbefinden des einzelnen Deutschen jetzt und für alle Zukunft ganz einerlei sei, den muß man auf die Geschichte verweisen.

Daß eine starke Flotte für die Weltpolitik ein unentbehrliches Requisit ist, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Und nun der Kanal! Ich bin der festen Überzeugung, daß die Nachwelt über die Kanalgegner genau ebenso zu Gericht sitzen wird, wie die Gegenwart über die ehemaligen Feinde der Eisenbahnen Berlin-Potsdam und Nürnberg-Fürth, und ich habe meinen konservativen Freunden gegenüber nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Haltung der Konservativen in der Kanalfrage für den verhängnisvollsten Fehler ansehe, den diese Partei in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat. Ich habe das sogar einmal einem der sehr einflußreichen konservativen Parteiführer ins Gesicht gesagt. Ich merkte sogleich, daß er mich als einen Abtrünnigen ansah.

Endlich zum Zickackkurs! Wer dem Kaiser vorwirft, er wisse nicht, was er wolle, er halte nicht immer und unverrückt an dem, was er für richtig erkannt hat, fest, er steure nicht immer denselben Kurs, der weiß einfach nicht, was sich seit 1888 hinter den Kulissen abgespielt hat. Der sogenannte „Zickackkurs“ ist, wie immer, ein Ergebnis von Kompromissen. Wer besonders daran Schuld ist, das läßt sich heute so ohne weiteres nicht sagen. Zum Teil ganz gewiß die Zusammensetzung des Reichstags. Zum großen Teil ohne Zweifel auch die „Partei der Mörgler.“ Daß die kaiserlichen Ratgeber recht oft viel mehr, als gut ist, in ihrem Handeln durch Scheu vor der Presse und vor der angeblich in ihr zum Ausdruck kommenden öffentlichen Meinung bestimmt werden, kann jeder bezeugen, der die innern Vorgänge der letzten Jahre kennt. Also man mache für den angeblichen Zickackkurs alle andern, nur nicht den Kaiser verantwortlich!

Was vor allem not thut, das ist Vertrauen. Vertrauen zu dem kaiserlichen Herrn, das er in vollstem Maße verdient, Vertrauen in sein ehrliches und reines Streben, zum Besten Deutschlands nach innen und nach außen zu wirken, Vertrauen auch darein, daß ein Monarch doch in einem konstitutionellen Staate kein andres Interesse haben kann, als die Größe und das Wohl seines Volks, Vertrauen, daß ein begabter und unterrichteter Monarch, wie Kaiser Wilhelm II. ohne Zweifel einer ist, namentlich deshalb, weil des Monarchen Blick durch kein Parteiinteresse getrübt ist, sehr viel leichter das Richtige trifft, als der „beschränkte Unterthanenverstand,“ der wirklich manchmal beschränkt ist, weil Vorgänge der hohen Politik sich seiner Kenntnis entziehen. Wenn ich den Kaiser richtig verstehe, so ist es das, was er mit dem bekannten Mahnwort meinte, man solle ihm „durch Dick und Dünn“ folgen.

Dieses Vertrauen, das darin gipfelt, a priori, bis zum Beweise des Gegenteils, anzunehmen, daß der Kaiser wohl das Richtige treffen werde, das ist es, was den guten Deutschen durch „Philisterei und Thorheit,“ durch „Querköpfigkeit und Mörgelsucht“ ganz abhanden zu kommen droht.

Ich schließe mit den Worten der Grenzboten: Gott bessere es!

Wenn ich Ihnen anheim gebe, diese Zeilen in Ihrer Zeitschrift abzudrucken und sogar meinen Namen darunter zu setzen, so bin ich mir bewußt, daß zu dieser Bitte kein geringer Mut gehört. Einmal deshalb, weil der Unberufene, der „un-

praktische Gelehrte" zum Worte kommen will. Ich tröste mich aber damit, daß meinem Spezialfach, dem Staatsrecht, die „Politik“ nicht so ganz fern liegt. Sodann aber deshalb, weil ich jedenfalls nicht davon kommen werde, ohne das Brandmal des „Byzantinismus“ davonzutragen. Das ist auch so ein Zeichen der Zeit! Wer für die Politik des Kaisers eintritt, ist ein Liebediener oder ein Streber.

Ihr stets sehr ergebener

Großlichterfelde,
den 5. Oktober 1900

Stephan Kefule von Stradonitz
Dr. jur. utr. et phil., k. k. Schaumburg-Lippischer Kammerherr

Zur Statistik der landwirtschaftlichen Reinerträge. Es giebt in Deutschland keine wichtigere volkswirtschaftliche Frage, als die nach den landwirtschaftlichen Reinerträgen, und es ist deshalb auch in den Grenzboten mehrfach über Untersuchungen, die sich damit beschäftigt haben, berichtet worden. Namentlich gab eine Reihe tüchtiger Arbeiten in den als Archiv des Königlich Preussischen Landesökonomikollegiums erscheinenden „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern“ Veranlassung dazu. Danach stellt sich die Frage nicht nur als eine der schwierigsten heraus, sondern vor allem auch als eine, deren Beantwortung ganz besonders von den Interessen und Parteiströmungen der Gegenwart beeinflusst zu werden in Gefahr ist. Es wäre deshalb eine streng amtliche, solchen Einflüssen möglichst entzogene Untersuchung der Verhältnisse mit Freuden zu begrüßen gewesen.

Von den im Jahre 1898 vom Reichsamt des Innern angeordneten Erhebungen über die Rentabilität der Landwirtschaft sind nun schon einige Ergebnisse veröffentlicht worden. Namentlich hat der Landwirtschaftliche Verein für Rheinpreußen in seinem Jahresbericht für 1899 eingehende Mitteilungen davon in der Form einer statistischen Zusammenstellung der Hauptergebnisse für seinen Vereinsbezirk gemacht, aus denen man sich über das Wesen der Enquete überhaupt orientieren kann, und auf die sich die nachfolgenden Betrachtungen hauptsächlich stützen. Leider erkennt man daraus, daß man es an der Vorsicht, die die eigentümliche Natur der Sache dringend erforderte, hat fehlen lassen.

Zunächst hat das Reichsamt des Innern nach allem, was bekannt geworden ist, die für solche Arbeiten — wenigstens zu ihrer Leitung und Kontrolle — berufne Reichsbehörde, das Kaiserliche statistische Amt, gar nicht an der Sache beteiligt, und auch die statistischen Landesämter haben nicht dabei mitzuwirken gehabt. Der schon erwähnte Bericht des Landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen schließt aber jeden Zweifel darüber aus, daß es sich um wirkliche Statistik, um eine Arbeit handelt, die in das Arbeitsgebiet der statistischen Reichs- und Staatsämter fiel, wenn auch natürlich, wie das fast immer bei solchen Erhebungen der Fall ist, eine beratende und ausführende Mitwirkung von Sachverständigen und Lokalbehörden nicht entbehrt werden konnte. Dagegen ist die Enquete vollständig in die Hand des „Deutschen Landwirtschaftsrats“ gelegt worden, der sie mit Hilfe der Landwirtschaftskammern und der landwirtschaftlichen Vereine durchgeführt hat. So ist an die Stelle der amtlichen Statistik die Statistik der Interessenvertretungen gesetzt worden, und wenn man auch anstatt dieser Bezeichnung das Wort „Selbstverwaltungskörper“ zu brauchen pflegt, so konnte sich doch wohl im Reichsamt des Innern selbst niemand darüber täuschen, daß man damit die so wichtige Frage von vornherein der Gefahr aussetzte, thatsächlich Gegenstand der Interessen-, Tendenz- und Parteistatistik zu werden. Der Mißbrauch der Statistik zu agitatorischen Zwecken hat ohnedies leider in der neuesten Zeit einen unheimlichen Umfang angenommen. Gar nicht dringend genug können deshalb die leitenden Behörden davor

gewarnt werden, auch ihrerseits Tendenzstatistik zu treiben oder auch nur zu benutzen. Nicht einmal zur Agitation für an sich gute Zwecke dürfen sie zu diesem Mittel greifen. So lange wir keine Parteiregierung haben, darf die Regierungstatistik nicht Parteistatistik werden, mit der man sich den Parlamentsmajoritäten und Wählermassen gefällig zeigt, sich selbst und der Krone aber Sand in die Augen streut. Die zunehmende Hintansetzung der statistischen Ämter zu Gunsten der Interessenvertretungen muß gerade ehrlich konservativen Politikern ernste Bedenken einflößen. Der Verdacht, daß das wegen ihrer bisher, Gott sei Dank, intakt erhaltenen Unparteilichkeit geschehen könnte, liegt leider in der Luft und wird durch einfaches Bestreiten nicht zerstreut werden. Wer Ohren hat und hören will, muß das wissen; die Späßen schwagens ja von den Dächern.

Der „Deutsche Landwirtschaftsrat“ — eine reine Interessenvertretung ohne jeden amtlichen Charakter und nicht einmal als Selbstverwaltungskörper, dem durch Gesetz die Ausübung staatlicher Funktionen übertragen wäre, anzuerkennen — hat durch die Landwirtschaftskammern, Zentralvereine u. dergl. Formulare zu Ertragsberechnungen mit erläuternden Bemerkungen an die Inhaber von Landwirtschaftsbetrieben, die von den örtlichen Vereinen als „typisch“ ausgewählt werden sollten, verteilen lassen. Im ganzen Reich sind 9000 Landwirte zu Angaben aufgefordert worden, von denen 2007 brauchbare Antworten eingegangen sind, während doch, abgesehen von Betrieben unter zwei Hektaren, die deutsche Landwirtschaft über zwei Millionen Betriebe aufweist. In der Rheinprovinz waren überhaupt 351 Fragebogen verschickt worden, wovon 125 brauchbar beantwortet wurden; ein sehr günstiges Verhältnis also, obgleich hier weitaus der Kleinbetrieb vorherrscht. Es liegt auf der Hand, wie viel da auf die richtige Auswahl der „Typen“ ankam, wenn die Ergebnisse ein annähernd der Gesamtheit entsprechendes Bild geben sollten, was doch beabsichtigt war, und was natürlich auch von den vorliegenden Zahlen behauptet werden wird. Sagt man doch schon, daß die Wirklichkeit noch schlechter sei, als die schon grundsicheren Zahlen ausweisen, weil doch immer nur die intelligentern Betriebsinhaber geantwortet hätten, die auch verhältnismäßig höhere Reinerträge erzielt haben als die andern. Und wer hat denn die Typen ausgesucht? Ist da irgend welche Garantie für Objektivität und Tendenzlosigkeit geboten worden? Die örtlichen Interessenvertretungen werden das am besten wissen. Jedenfalls war es toll, ihnen dieses Geschäft einfach zu überlassen.

Über die Fragebogen mit den Erläuterungen, ebenso wie über die Methode der Kontrolle und der Aufbereitung des Materials bei den Landwirtschaftskammern und schließlich beim Landwirtschaftsrat verlautet bisher gar nichts. Es muß erwartet werden, daß darüber noch klare Veröffentlichungen folgen, wie dies von den statistischen Ämtern nach richtigem Grundsatz immer geschieht. Die Zusammenstellung der Ergebnisse für das Rheinland zeigt, welche Hauptfragen gestellt worden sind, und wie sehr bei ihrer Beantwortung der Willkür und dem Unverständnis Raum gegeben war, und daß sich auch bei der Bearbeitung an den Zentralstellen der erdenklichste Fokuspokus machen ließ, wenn man wollte. Wer nur eine Ahnung von solchen statistischen Arbeiten hat, wird das einsehen. Ohne peinlich genaue Darlegung der Methode, sowohl der Erhebung wie der Aufarbeitung müssen deshalb die Zahlen für gänzlich wertlos erklärt werden.

Da ist zuerst für jeden Betrieb das „Grundkapital (Verkehrswert des Bodens und der Gebäude)“ angegeben, bekanntlich der wundeste Punkt in den ganzen Agrarquerelen von heute. Wer hat die Lage gemacht? Nach welchen Grundsätzen? Wenn man mit diesen Güterpreisen die winzigen Reinerträge, die man herauszurechnen für gut gefunden hat, vergleicht, muß man den rheinischen Grundstücksmarkt für rein verrückt erklären. Für nichts zahlt doch sonst kein Mensch

so exorbitante Preise. Dann ist angegeben das Betriebskapital (stehendes und umlaufendes). Wie ist da taxiert worden? Jedermann weiß, wie willkürlich hier die Besitzer, zumal die kleinen, die keinerlei Buchführung haben, zu schätzen pflegen. Die Unterschiede im Verhältnis von Betriebskapital zu Grundkapital sind dabei so ungeheuer groß, daß ohne eingehende Erläuterungen mit den Zahlen gar nichts gemacht werden kann. Hier muß man durchaus an Professor von der Goltz, der doch wohl zu Rate gezogen sein wird, appellieren, ehe überhaupt weiter darüber gesprochen werden kann. Nach unsern Erfahrungen ist die Wirklichkeit total anders.

Die wichtigsten Punkte sind natürlich: die „Summe der Betriebseinnahme“ und die „Summe der Betriebsausgaben (inklusive Amortisation und Arbeitsentschädigung für den Besitzer und seine Familie).“ Zunächst kann man nicht sehen, ob das, was der Besitzer mit seiner Familie aus dem Betriebe in natura selbst verzehrt — einschließlich der Wohnung —, immer in die Einnahme gestellt ist. Soviel wir von Landwirten erfahren haben, ist das nicht oder nicht immer geschehn, wodurch die ganze Rechnung unrichtig wird, zumal bei vorherrschendem Kleinbetrieb. Obdach und die notdürftigste Nahrung (Getreide, Kartoffeln, Gemüse, Milch, Butter, Schweinefleisch und Schmalz) für die Familie — auch wohl für die ständig oder zeitweise in fremden Betrieben oder im Gewerbe arbeitenden Angehörigen —, das ist es ja, was dem Kleinbesitz vielfach seinen Wert verleiht und die Leute an die Scholle fesselt, viel mehr als der Reinertrag durch Verkauf von Produkten. Man darf da namentlich an die einseitigen Klagelieder über die jämmerliche Lage der kleinen Landwirte in Württemberg erinnern, die unlängst ein augenscheinlich geschulter Sozialstatistiker im „Schwäbischen Merkur“ auf Grund der dort ermittelten Reinerträge anstimmt. Gewiß ist in den überbevölkerten Agrarbezirken Württembergs die Not groß. Die winzigen Besitztümer können das nicht leisten, was man von ihnen verlangt. Hier kann nur Abwanderung der Leute und Zusammenschlagen der Wirtschaften helfen. Aber ein Vergleich der kleinen Wirte mit den Industriearbeitern, wobei diese als die hoch gelohnten erscheinen, ist grundfalsch, wenn nicht Unterschluß und Naturalverpflegung und doch auch das Bewußtsein, Herr in Haus und Hof zu sein, beim Zwerzwirt in Rechnung gestellt wird. Aber auch beim Klein-, Mittel- und Großbauern macht das, was die Familie aus dem Gute nimmt, sehr viel aus; je schlechter die Zeiten, umso mehr. Doch abgesehen davon, wie sind solche minimalen Reinerträge mit der doch oft und laut genug von agrarischer Seite betonten und in gewissem Grade auch unzweifelhaft vorhandenen Überschuldung der Güter vereinbar? Man wird doch nicht etwa nur unverschuldete Besitzer ausgewählt haben, oder gar reiche Leute, die nur zum Vergnügen die unrentable Landwirtschaft treiben? Sieht man die Zahlen an, so möchte man das fast glauben, jedenfalls können nur sehr wenige der Wirte, die geantwortet haben, nennenswerte Schulden auf ihren so hochwertigen Besitzungen haben, denn ganz auf Zinsen verzichtet das böse „Kapital“ heutzutage doch sehr selten. Hier müssen die klarsten Erläuterungen, namentlich der jeder Willkür preisgegebenen Berechnung der Betriebsausgaben, bald nachfolgen, wenn die Zahlen nicht komisch wirken sollen. Bekanntlich hat der „deutsche Landwirtschaftsrat“ die Ablösung der sogenannten Nachhypotheken sogar bis zum sechsten Sechstel des Werts zum niedrigsten Zinsfuß durch die korporativen Kreditinstitute und natürlich unter Staatshilfe oder Staatsgarantie verlangt. Wenn es aber so um die Landwirtschaft stünde, wie diese „Typen“ besagen, dann ist schon die Beleihung bis zur Hälfte des Werts so riskant, daß 6 Prozent Zinsen zu niedrig wären und die landschaftlichen Pfandbriefe um 50 Prozent im Kurse fallen müßten.

Wer zu viel beweisen will, beweist nichts! Das scheint sich auch bei dieser

Enquete des Reichsamts des Innern wieder bewahrheiten zu sollen. Aber wirkungslos wird auch hier die Übertreibung des Notstands nicht bleiben. Gerade so wie unsre Kathedersozialisten und Sozialdemokraten jahrelang den Industriearbeitern vorgepredigt und vorgerechnet haben und es heute noch thun, daß sie mit ihren Böhnern nicht menschenwürdig, ja überhaupt nicht leben könnten, ebenso macht man es agrarischerseits jetzt mit den „Bauern.“ Die Reichen darunter, die von den höhern Zöllen etwas haben, lachen darüber und lassen sich gefallen und werden natürlich trotzdem nichts weniger als Sozialisten. Aber die Masse der Kleinbauern mit ihren Familien, die sich, wie die Masse des handarbeitenden Volks überhaupt, jetzt wie früher gerade schlecht und recht durchschlagen können, in schlechten Zeiten auch wohl durchhungern müssen, und denen die höhern Getreidezölle unter gar keinen Umständen eine spürbare Besserung ihrer Lage bringen können, muß durch solche tendenziösen Übertreibungen der Sozialdemokratie unfehlbar in die Arme getrieben werden, in Süd- und Westdeutschland zuerst und unmittelbar. Im Osten werden die Landflucht und die Polonisierung für eine etwas andre, aber kaum weniger traurige Entwicklung sorgen.

β

Entgegnung. Der in den Grenzboten vom 3. Mai dieses Jahres erschienene kurze Artikel „Pädagogische Präntentionen“ hat Herrn Professor Bernheim in Greifswald zu einer Erwiderung veranlaßt (Beilage zu Nummer 199 der Preussischen Lehrerzeitung). Er sucht darin die Zweckmäßigkeit der von ihm begründeten Vereinigung aller Lehrenden Greifswalds, die in dem Artikel angezweifelt war, zu verteidigen durch die allgemeine Erwägung, „daß der Unterricht einer Nation ein großes zusammenhängendes Ganzes sei, dem jede Lehrstufe als ein lebendiges Glied angehört“; es müsse daher „ein einheitliches, allseitiges Interesse für die Unterrichtsfragen im großen Stil erweckt, die nationale Bedeutung eines einheitlichen Unterrichtswesens allgemein erkannt werden.“ Das ist eine Anschauungsweise, der man den guten alten Spruch: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ nicht laut genug entgegenrufen kann. Für die Gestaltung des Unterrichts der Nation ist es das beste, wenn jeder in seiner Stellung das Höchste zu leisten sucht, der Dozent in der Hochschule, der akademisch gebildete Lehrer im Gymnasium, der Elementarlehrer in der Volksschule. Das geschieht zum Glück auch bei uns, und diesem Umstande haben wir es zu danken, wenn unser Unterrichtswesen alles in allem auf einer erfreulichen Höhe steht.

Dagegen kann vor unbeschränkter Einnischung in allgemeine pädagogische Fragen nicht dringend genug gewarnt werden; es ist ein arger, leider kaum abzustellender Übelstand, daß, wer einmal auf der Schulbank gesessen hat, auch über Schulfragen mitreden zu dürfen glaubt (könnte man doch alle unbefugte pädagogische Schreiberei bei schwerer Strafe auf zehn Jahre verbieten!). Wenn der Verfasser des Grenzbotenartikels diesen Standpunkt mit Entschiedenheit vertritt, so ist das kein „Ständepartikularismus,“ wie Bernheim meint, sondern ein Ausfluß der Überzeugung, daß der einzelne meistens nur Etwas ordentlich kann und nicht in andern Dingen herumzufuschen soll. Und wenn Universitäts- und Gymnasiallehrer sich wirklich in die Reform der Volksschule einmischen wollten, so würden sich die Volksschullehrer sehr dafür bedanken, und mit Recht: Bernheim würde das auch Ständepartikularismus nennen. Solche Fragen vom höhern Standpunkt aus anzufassen, giebt es eine Instanz, die sich Unterrichtsministerium nennt, und die, wo sie freie Hand hatte, immer den besten Willen gezeigt hat, sie eingehend zu prüfen und sachlich zu entscheiden. Wer wirklich fruchtbare Ideen für die Umgestaltung unsers Schulwesens im Kopfe hat, wird gut thun, sie dieser Instanz vorzulegen, statt sie vor einem bunt gemischten pädagogischen Publikum zu erörtern.

Bernheim macht weiter einen Schluß, dessen Logik nicht ganz verständlich ist. Die zu erwartende nächste Schulreform (man wird sie bald numerieren wie die Kreuzzüge) wird den Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen dieselbe Berechtigung erteilen, also den Universitäten Leute mit ganz verschiedener Vorbildung zuführen; zur Ausgleichung dieser Verschiedenheit werden Vorkurse eingerichtet werden müssen, wie sie die Universität bisher kaum kannte: „Sind aber erst einmal solche Vorkurse eingerichtet, hat man erst einmal auf den Universitäten allgemein mit verschieden Vorgebildeten zu rechnen, die je nach ihren Vorkenntnissen zu einem Teil der Studien Zutritt haben, zu einem andern nicht, so ist damit zugleich die Frage nach einem ergänzenden Universitätsstudium der Volks- und Mittelschullehrer offenbar (?) in ein neues Stadium getreten, und es sind wesentliche Voraussetzungen zu ihrer Lösung gegeben.“ Man bedauert hier nicht mitzukönnen. Die zu erwartende Reform wird doch zweifellos nicht daran rütteln, daß die Universität für die Studenten da ist, mit deren Ausbildung sie wahrlich genug zu thun hat, nicht für alle möglichen Leute, die über dieses oder jenes Gebiet gern ein bißchen mehr wüßten, als sie in der Schule oder auf dem Seminar gelernt haben. Wenn sich unter den Volksschullehrern solche finden, die wirklich Studenten werden wollen und können, so wird man denen die Pforten der Hochschule gern öffnen, sie werden dann freilich aufhören, Volksschullehrer zu sein; für die große Masse aber ist die Universität nicht da und wird sie nicht da sein, so lange sie sich ihrer wahren Aufgabe bewußt ist. Etwas ganz andres ist es, wenn einzelne Dozenten Zeit und Lust dazu haben, besondere Vorträge für Volksschullehrer zu halten, die dann besonders auf sie zugeschnitten sein müssen; solche Vortragskurse, die an verschiedenen Orten bestehn, sind gewiß nützlich und lobenswert, aber sie sind Sache der einzelnen, nicht der Universität.

Bernheim führt endlich für seine Auffassung die Reformen in Amerika an, bei denen Lehrer aller Kategorien mitgewirkt haben. Gesezt, daß sich diese Reformen in Wirklichkeit ebenso schön ausnehmen wie auf dem Papier, so muß man doch sagen, daß Deutschland es vor der Hand gar nicht nötig hat, sein Heil in Amerika (oder anderswo im Auslande) zu suchen. Denn überall im Auslande bewundert und beneidet man unsre Schulverhältnisse, gerade Amerikaner kommen alljährlich in großer Zahl nach Deutschland, um auf unsern Hochschulen zu studieren, und kehren mit der größten Hochachtung vor deutscher Wissenschaft und deutschen Universitätsseinrichtungen wieder heim. Wir werden also abwarten, welche Erfolge die vielgepriesene amerikanische Reform zeitigt, und wenn sie befriedigend sind, so wird schon jemand — aber sicher nicht die Vereinigung aller Lehrenden in Greifswald — dafür sorgen, daß wir, wenn es möglich ist, etwas davon lernen.

Gedichte. Es ist nicht jedermanns Sache, andrer Leute Gedichte zu lesen, viel lieber lesen die meisten ihre eignen sich und — noch besser — andern vor, sodas man nicht begreift, wie es rein buchhändlerisch möglich ist, daß so viel Verse gedruckt werden. Die meisten haben gar keinen Inhalt, der andre interessieren könnte, höchstens interessieren sie solche, die selbst dichten und drucken lassen möchten, und die sich dann teilnehmend selbst im Spiegel betrachten. Genügen aber diese als Käufer, wenn man zu ihnen etwa noch die Enttäuschten hinzurechnet, die sich vielleicht durch eine Rezension verlocken lassen? Dann kaufen und erhalten sich also im Grunde genommen die dichtenden Kollegen einander gegenseitig. Oder wer rechnet mir das Exempel anders aus? Ich habe wörtlich und aufrichtig einen ganzen Stoß von Gedichtsammlungen gelesen, längere Zeit liegen lassen, dann wieder durchgeblättert und gelesen, immer mit dem besten Bemühen, darin etwas zu finden, was einen Leser freuen oder anregen könnte, aber die Auswahl

wurde immer kleiner, und schließlich sind nur ein paar Sachen zurückgeblieben, die uns nicht bloß Formen zeigen, sondern auch eine Person, die andern etwas zu sagen weiß. Cäsar Fleischlens Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens, gesammelte Gedichte aus den Jahren 1884 bis 1899 (Berlin, Fontane und Komp.) und Gustav Falke's Mit dem Leben, neue Gedichte (Hamburg, Alfred Janssen) haben beide, was ihr Titel ausspricht, einen lebendigen Inhalt und nichts von Wortgetändel. Bei Falke scheint die Situation mehr erdichtet zu sein: Jugendtage, allerlei Lieben, Abschiednehmen, Scheiden und ein neues Liebesleben im Alter; bei Fleischlen hat man mehr den Eindruck des innern Erlebnisses. Jenen könnte man sich ferner trotz dem manchmal tiefen Ernst seiner Verse als einen wohlhabenden und wohllebenden Mann, sogar von einer gewissen Behaglichkeit, vorstellen; bei diesem klingt bei sehr viel Resignation immer das Motiv vom geretteten Boot so durch, daß man leichter wenigstens etwas davon für Wirklichkeit nehmen wird. Fleischlen, der als Schriftsteller nicht gerade sehr produktiv gewesen ist, zeigt sich in diesem Buche als der vielseitigere Dichter und der tiefer denkende Lebenskenner, der in seiner Spruchweisheit mit Glück Goethe und Rückert fortsetzt; bei Falke ist die weniger komplizierte Natur, in der die Eindrücke leichter arbeiten und die Töne immer mit Vollklang, mit einem Überschuß von Kraft hervordringen, auch wenn das Ganze auf Moll abgestimmt ist. Falke's Ausdruck ist einfach, gewinnend, musikalisch, bei Fleischlen erinnert vieles an den Prosaiter, aber es paßt immer in die Form seiner viel mehr reflektierenden Dichtung. Beide Bücher sind geeignet, Menschen auf ihrem Lebenswege eine Weile zu begleiten, das Fleischlensche noch eine gute Strecke länger, weil es gehaltvoller ist, beide sind durchaus modern, was hervorzuheben überflüssig wäre, wenn es nicht geschähe, um hinzuzusetzen, daß sie in keiner Weise unanständig sind und nirgends einen Stich ins Triviale haben; man sieht also, es geht auch so. Bei beiden ist viel Naturmalerei, denn die uns umgebende Natur ist nun einmal unsre tägliche Begleiterin, aber die Schilderung geht nicht in zwecklose Melancholie aus, die Wirkung auf das Gemüt ist namentlich bei Fleischlen am letzten Ende versöhnend, optimistisch; bei Falke kommt das Nordische, bisweilen auch das Lokal-Hamburgische zum Ausdruck, Nebel, Meer, Sturm, häuslicher Komfort; Fleischlen merkt man den Süddeutschen an, sein Naturbild ist abgeklärter. Nach dem ganzen Eindrucke sollte man meinen, Fleischlen wäre der ältere, während er doch zehn Jahre jünger ist als Falke. Diesem giebt seine Muse „goldnen Tag und Traum, des Glücks eine blühende Ranke um seinen Lebensbaum,“ das Ernste und Schwere nimmt sich dagegen bei ihm mehr wie erdichtet aus; hinter Fleischlens Dichtung liegen innere Kämpfe, Konflikte, die auf Ausgleich dringen und sich zur Klarheit durchgerungen haben. Fleischlen ist man vielfach als Verteidiger der Modernen begegnet, z. B. im Pan, wo er Widerspruch hervorrief; hier dagegen kann man ihm zustimmen als Litteraturkritiker oder als Kunststrichter: „Male, wie du, brauchst du Geld, wünschen wirst gemalt zu haben usw.“ Seine Kinderträume sind dahin und tausend Hoffnungen unerfüllt geblieben, aber das Erreichte hält er um so fester. Das platte Genießen der Philister und Gecken verschmäht er, nicht weil er es nicht haben kann, sondern weil es ihn anekelt, überall dringt eine echte, edle Idealität durch, die auf dem besten ruht, was wir haben, so in dem schönen langen Gedicht „Meine Mutter.“ Er wird oft satirisch, aber nicht bitter, denn er ist zufrieden: „Ich nehme mir, was ich vom Leben will, ich will vielleicht soviel nicht mehr wie früher, doch lachend steht es und hält still und blüht mir seinen Überfluß entgegen in reichrer Fülle, als ich je geträumt.“ Er will nicht Lyriker sein, sondern Dichter: „Es führen alle Wege so zur Kunst, doch immer mitten nur durchs Leben, durch Kampf und Schmerz, und nicht abseits verlorne Felder entlang, und immer mitten nur durchs eigne

Herz.“ Aus seiner Vorrede spricht Selbstgefühl, aber er ist dazu berechtigt. Er „kann“ etwas, das ist keine Frage, davon zeugt beinahe jede Seite seines kleinen Buchs; ich habe darin nichts Verfehltes und nichts Gleichgültiges gefunden. Seine beste Leistung ist die Spruchdichtung, er giebt uns aber auch reine Naturstimmungen ohne Tendenz, von echter, klarer Schönheit („Bleistiftskizzen“ Nr. 1 und 3), schwermütig wie Verlaine, von dem er auch einige Gedichte übertragen hat (sehr viel besser als Otto Hausser, der ein ganzes Buch mit solchen Übersetzungen gefüllt hat, Berlin, Verlag der Concordia). Wozu übersetzt man überhaupt Verlaine! Wer ihn nicht französisch lesen kann, braucht ihn wahrlich nicht. Flaischlen aber hat vollends nicht nötig, ihn zu übersetzen, denn seine eignen Sachen sind als Poesien mindestens nicht schlechter und dabei gesund und natürlich, während an Verlaine alles krank und gekünstelt ist. Nach meinem Geschmack enthält Flaischlens Buch die besten subjektiven Gedichte, die seit langer Zeit geschrieben worden sind, und ich verstehe, daß er Schüler anziehen konnte. Als solchen bekennt sich Adolf Grabowsky in seinem Gedichtbände Sehnsucht, ein Menschenbuch (Berlin, Fischer und Franke): „Dies Buch möge gelesen werden wie eine Geschichte, Cäsar Flaischlen sei es in Dankbarkeit gewidmet.“ Feine Ausstattung mit Buchschmuck, gute edle Sprache und ernste Gedanken, aber noch zuviel Worte und zu wenig Erlebnis, das Ganze recht jugendlich. Nach welcher Seite der Fortschritt gehn müßte, wird der Verfasser am besten selbst aus Flaischlens Buch sehen, es wird sich dabei aber nicht um einen rein litterarischen Prozeß handeln können.

Zu den beiden Berufspoeten, die mit dem Herzen in ernster Absicht dichten, stelle sich nun ein feiner, auch als Dichter schon vielfach hervorgetretener Mann der Wissenschaft mit einem scherzhaften dramatischen „Reinspiel,“ nicht um des Gegensatzes willen, sondern weil dieses, die Silvesternacht von Theodor Birt (Marburg, Elwert), wirklich in seiner Art etwas an Geist und Erfindung und Form so vollkommenes ist, daß die meisten Berufsdichter darum den Marburger Professor zu beneiden alle Ursache hätten. Das Ganze ist ein Scherz, die Handlung — um 1780 in einer kleinen deutschen Residenz — hat die Wahrheit oder Unwahrscheinlichkeit eines Gozzi oder Goldoni. Ein Prinz als Nachwächter, dieser als Prinz verkleidet, spielen ihre Rollen so, daß nach vielen Verwicklungen und Attrappen jeder Teil zu seinem Rechte kommt; der Prinz heiratet die bis dahin von ihm verschmähte Prinzessin, der andre seinen von dem Prinzen umworbenen Schatz und wird prinziplicher Hofgärtner. Der Reiz liegt in dem täuschend durchgeführten Milieu des Rokoko und einer eminent gewandten Diktion, für deren Zwecke alle erdenklichen Feinheiten früherer Litteraturen bis zu den spanischen Dramatikern zurück in freier, zwangloser Anwendung aufgeboten werden. Daß diese große Kunst nur einem Spiele dient, wird mancher bedauernd empfinden, ihre Grazie und ihre heitere Frische muß jeder bewundern; Watteau und Lancret haben ihre Sache mit dem Pinsel kaum besser gemacht. Aufgeführt müßte das Stück reizend wirken.

u. p.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig